

## Visarte-Tagung «Von Kunst leben – aber wie?»

Samstag 27. Oktober 2018, Progr, Bern

### Von Kunst leben – aber wie? Ein Bekennerversuch zum Kunstberuf.

Inputreferat von Claudius Weber

Auf mich selber bezogen lautet die Frage: «Wie kann ich von Kunst leben?» Als erstes fällt mir daran auf, dass ich nicht Kunst mache, weil man damit Geld verdienen kann. Angenommen, ich stelle mir erst mit der Zeit diese Frage, dann betrifft sie die «Professionalisierung». Gemeint wäre die Verberuflichung einer privaten, freien oder ehrenamtlichen Tätigkeit. Aber das trifft auf meinen Fall nicht zu, denn ich habe eine Kunst-Ausbildung hinter mir und bilde mir ein, die Kunst sei mein Beruf. Ich weiss, Kunst ist nicht auf Ausbildung und Beruf angewiesen, um Kunst zu werden. Erst der öffentliche Umgang mit Kunst, ihre gesellschaftliche Relevanz bringt das Berufsmässige ins Spiel. Die Frage, «von Kunst leben – aber wie?» richtet sich an jene, welche die Kunst als Beruf betrachten.

Kann man einen Beruf ausüben, von dem man nicht leben kann? Der Einwand, «es ist eine Lebensform, aber kein Beruf!» bringt einen wichtigen Unterschied ins Spiel: Der Begriff des «Berufes» zwingt uns, den Charakter der Arbeit und deren Funktion losgelöst von der Persönlichkeit des Arbeitenden zu überlegen. Er beleuchtet andere Belange, als wir es uns sonst bei der Begegnung mit Kunst gewohnt sind. Beim Erleben von Kunst interessieren uns eher Empfindungen, Sichtweisen, Menschen und weniger das Berufliche. Mit anderen Worten: beim fertigen Haus verschwindet die Baustelle – es mag den Maurer womöglich etwas traurig stimmen, obschon er es doch so gewollt hat.

Die Frage «warum kann ich nicht von der Kunst leben?» ist indessen eine ganz andere, nämlich die nach dem Erfolg einer beruflichen Laufbahn. Dabei gerät man gern ins Werweissen über Wirtschaftlichkeit, Finanzierungsformen, Promotionsformen, künstlerische Strategien, den Kunstmarkt, Beziehungsgefüge, Machtstrukturen, die Kulturpolitik. Es ist der «Von-der-Kunst-leben-können-Jargon». Ich möchte dazu festhalten, dass das Problem der Wirtschaftlichkeit nicht bei der Finanzierbarkeit von künstlerischen Projekten stehenbleibt. Das Problem stellt sich vielmehr in Bezug auf die Dauer, indem es die Lebensgrundlage der einzelnen Kunstschaffenden betrifft und deren Lebensplanung.

Ohne Partner, welche diese berufliche Laufbahn kontinuierlich begleiten und konsolidieren, wird es kaum gelingen, von Kunst zu leben. Die rasche Ausbeutung attraktiver Resultate täuscht darüber weg, dass es beruflich stets weitergeht und das Lebenswerk immer bevorsteht.

Bei mir kommt die Frage «wie kann ich von Kunst leben?» scheinbar erst an zweiter Stelle, denn erste Priorität haben Fragen wie «was ist Kunst?» oder «wie reagiere ich?» Ausserdem kenne ich es nicht anderes, als dass zuerst die Arbeit kommt und erst später die Frage, wie man davon leben kann. Mir scheint, in der Kunst sei es üblich, Angebot und Nachfrage voneinander zu trennen. Die Kunst bedient nicht Erwartungen oder Wünsche, sondern macht einen Vorschlag – unabhängig davon, ob er gefragt ist oder nicht. Wenn uns Menschen etwas imponiert, so ist es doch die Freiheit, welche andere sich nehmen, weil es uns zeigt, wie frei wir selber sein könnten. Offenbar verläuft diese Einsicht über ein überraschendes, unbekanntes, manchmal verständnisloses Moment, das uns zuerst erstaunen, nachdenken und uns dann diese Freiheit wertschätzen lässt. Die Frage «wie kann ich von Kunst leben?» ist demgegenüber gelegentlich voreilig, geradezu kontraproduktiv.

Es gibt Ausdrücke wie «brotlose Kunst», «Hungerkünstler», «Bohemien», die mehrheitlich despektierlich sind. Ich will darauf nicht eingehen. Gelegentlich wird man gefragt, «kannst du von der Kunst leben?» Eigentlich kann die Frage bloss etwas über den Ruf und das Prestige herausfinden. Warum stellt sie sich überhaupt? Ob man damit etwa auf die Qualität meiner Kunst schliessen möchte? Es wäre aussichtslos und unsinnig. Wenn mich dagegen jemand darauf anspricht, warum ich mich einer Tätigkeit widme, bei der ich fast nichts verdiene, antwortete ich, «es ist meine Bestimmung». Aus dem Beruf wird dann eine Berufung. Es ist nicht meine Absicht, damit unvertraute Mitmenschen zu irritieren. In den meisten Gesellschaften gibt es Individuen, die sich ganz einer geistigen Beschäftigung verschreiben, ohne jedes Pathos.

Es ist völlig natürlich, dass das Selbstvertrauen ansteigt, falls man aus eigener Kraft und Anstrengung etwas leistet und dafür belohnt wird, d.h. Lohn verdient. Im Tennis etwa, können ein paar Punkte Wunder bewirken – oder das Gegenteil. Schlagartig häufen sich die Fehler, bloss weil das Vertrauen zusammenbricht. In der Kunst tut man gut daran, solchen Schlägen auszuweichen, um nicht das ganze Selbstvertrauen ständig von den Erfolgs- und Ertragsmechanismen abhängig zu machen. Einverstanden, Kunst besteht

aus Leistungen, doch allzu krasser Leistungsdruck wird das Schöpferische blockieren.

Ein Zitat hat mich allerdings nachdenklich gestimmt, wortwörtlich betroffen gemacht. Es stammt von Friedrich Dürrenmatt, der sagte: «Ein Mann ist erst dann ein Mann, wenn er einen Karren zu ziehen hat.»<sup>1</sup> Mit dem Karren meint er die Familie. Der Satz handelt davon, dass sich die beruflichen Ambitionen an der familiären Verantwortung bewähren müssen. Heute weiss ich, dass etwas Wahres daran ist. Als junger Mann traute ich mir nicht zu, einen solchen Karren zu ziehen, oder richtiger, ziehen zu müssen. Dies ist ja die Nuance, auf die der Dramatiker hinauswill, nämlich das Leben eines Sisyphus zu akzeptieren. So wahr etwas auch sei, nie ist es die ganze Wahrheit. Auch der Einzelgänger, Einsiedler, Eigenbrötler zieht seinen Karren – allenfalls etwas weniger mannhaft.

Zurück zum Kunstberuf. Das Anmeldeformular von visarte, Ausgabe 2008, enthielt zwei Fragen, a) Arbeiten Sie mehr als die halbe Arbeitszeit an der Kunst? und b) Verdienen Sie mehr als das halbe Einkommen mit der Kunst? Damals überlegte ich mir, was es eigentlich bedeutet, «professionell» zu sein. Zum «Profi» gibt es Gegenbegriffe: Amateur, Laie, Hobby, Dilettant. Diesen Bezeichnungen stehen wieder andere gegenüber: Fachperson, Fachkraft, Sachverständiger, Spezialist, Experte. Vielleicht sind alle diese Titel für die Kunst unbrauchbar. Ich versuchte, «professionell» in drei Aspekte zu unterscheiden: dem Pensum, dem Umsatz und der Ernsthaftigkeit und nannte sie vereinfacht Zeit, Geld und Ethos. Zeit hat mit Arbeitsstunden zu tun, Verfügbarkeit, Konzentration, Produktivität. Geld hat hingegen mit Aufwendungen zu tun, Anschaffungen, Preisen, Budget, Abrechnungen. Ethos meint indessen die Arbeitshaltung, Ansprüche, Gebote, also Vorsätze, die das Berufsverständnis anbelangen. Man merkt schnell, «professionell» will etwas rationell Fassbares, vielleicht sogar Messbares ausdrücken.

Gewöhnlich beschreibt «professionell» die reibungslose, effiziente Durchführung einer Aufgabe. Von Professionalität wird eine Problemlösungsfähigkeit erwartet, welche darüber hinaus oft eine «professionelle Distanz» erfordert. Diese Distanz beruht ihrerseits auf Kenntnissen, Eignungen und Erfahrungen. Sie soll helfen, die Folgen des beruflichen Vorgehens abzuschätzen, ja überhaupt die eigenen Kompetenzen zu ermessen wie auch deren Überschreitung. Indem der Ausdruck «professionell» die Zuverlässigkeit mitbegreift, ist damit nicht nur ein Handeln, sondern auch ein Verhalten angesprochen. Der «Profi» darf durchaus einer Rollenerwartung entsprechen und gewisse Charaktereigenschaften mitbringen wie Anstand, Fairness, Loyalität, Pflichtge-

fühl, Integrität. Es heisst, sogar Zivilcourage und ein eigener Standpunkt würden manchmal vom «Profi» abverlangt.

Wir sehen diese lexikalisch idealtypische Berufsperson genau vor uns. Aber sehen wir dabei eine Künstlerin oder einen Künstler? Wir wissen sehr wohl, dass dieser oder jener «professionelle» Aspekt zutreffen kann, aber nicht unbedingt zutreffen muss. In Bezug auf das künstlerische Produkt, das Werk, seine Handhabung, Logistik und Aufführung mag die Beschreibung durchaus stimmen. Ich nenne das «Pünktlichkeit». Aber wie steht es mit der künstlerischen Leistung jenseits dieser Effizienz? Wäre das Kunstwerk nicht erst dann «professionell», wenn es uns berührt und überzeugt? Doch gerade dieses Künstlerische nennt man kaum «professionell», obschon dieser Beruf doch darauf abzielt.

Es gibt die Erfahrung, dass ausgerechnet die «Professionalisierung» das Künstlerische verflachen kann. Die Steigerung der Produktion neigt zur Wiederholung der Erzeugnisse, zur Anpassung an Marktbedürfnisse, zur Verdrängung des Inhaltes. Der Anstieg der Ambition neigt zu mehr Konkurrenz, zu mehr Kompromissen, zur Bürokratisierung.

Der Kunstberuf geht über das «Professionelle» hinaus. Überlegungen zu Zeit, Geld und Ethos sind zwar hilfreich, um meinen Berufsalltag zu strukturieren. Aber die unverzichtbarsten Punkte sind damit noch gar nicht berührt, nämlich «Hingabe» und «Leidenschaft». Sie erscheinen völlig «unprofessionell», weil distanzlos und irrational.

Die Zusammenkunft von «professionell» und «Leidenschaft» berührt das Thema von Verführung und Bestechlichkeit. Man hat den amerikanischen Regisseur Sam Peckinpah gefragt, inwiefern sich der Künstler prostituieren. Er gab zur Antwort: «Es gibt zwei Arten von Prostituierten. Die eine gibt dir zu verstehen, dass du dein Geld loswirst. Die andere hingegen gibt dir zu verstehen, dass du etwas wert bist. Ich möchte lieber die zweite sein.»<sup>2</sup> Peckinpahs Vorstellung von der «guten Hure» geschieht im Rahmen einer Kulturindustrie. Dabei steht Kunst und Geld in direktem Verhältnis – die Käuflichkeit liegt der Sache offenbar zugrunde. Peckinpah beurteilt den Kunstberuf gleichzeitig aus Sicht des Klienten wie der Künstlerin. Für ihn ist er weder unmoralisch noch unschuldig.

Die Wahrheit ist nie die ganze Wahrheit. Wörtlich lässt sich *professio* und *prostitutio* mit «Bekanntnis» und «Preisgabe» übersetzen. Diese Gegenüberstellung fragt nach dem

Unterschied von preisgeben und bekennen. Das Kunstschaffen ist weniger die Aufforderung, ein Geheimnis herzugeben, sondern vielmehr es zu erforschen. «Von Kunst leben» ist gewiss ein entscheidender Faktor dieser Profession, aber nicht seine Voraussetzung. Viel zwingender scheint mir, dass ich «Kunst leben» muss.

CW, Oktober 2018

---

<sup>1</sup> Vgl.: Friedrich Dürrenmatt – Im Labyrinth. Dokumentarfilm von Sabine Gisiger, 2015, 52 Min.

<sup>2</sup> Vgl.: Interview mit Sam Peckinpah, BBC, 1.12.1976, 22 Min. Der verwendete Wortlaut stammt allerdings aus einer früheren Aussage (Quelle unauffindbar), welche der Interviewer Barry Norman hier ganz zum Schluss noch aufgreift. Peckinpahs Formulierung im BBC-Gespräch lautet etwas anders, ist aber sinngleich.